

einer väterlichen Sorge bedürften. Aber was keinem Vater erspart bleibe, das müsse auch von der Kirche gefordert werden: „Gefährlich ... ist es, wenn eine unkritische, unreflektierte massive Väterlichkeit die Mündigen abweist und die Unmündigen in ihrer Unmündigkeit fixiert, am gefährlichsten, wenn es in bester Absicht geschieht“ (142). Auch Dirks weiß natürlich, daß die Mündigkeit „kein verfügbarer und fixierbarer Besitz“ ist, daß es in der Kirche immer unmündige Christen geben wird, ja daß auch der „mündige Christ“ in diesen oder jenen Schichten seines Daseins immer wieder in die Unmündigkeit zurückfällt, aber trotzdem müßte die Kirche so reden und handeln: „Der Träger des kirchlichen Amtes muß sich dem unmündigen Christen gegenüber vergleichsweise wie der Vater heranwachsender Kinder verhalten: der spricht seine väterlichen Weisungen und seine autoritäre Belehrung so aus, daß sie dem Kind den Halt gibt, den es braucht, es aber zu dem nächsten möglichen Schritt in mehr Freiheit, mehr freie Einsicht, mehr Mündigkeit gleichsam hineinruft; mindestens aber darf seine Weisung diesen möglichen Schritt nicht verhindern oder erschweren“ (142). Das wird im Konkreten nicht leicht sein, da sich ja die Kirche, schon der einzelne Pfarrer, an viele wenden muß, Mündige und Unmündige zugleich und nebeneinander. Aber es müßte doch versucht werden. Das Wort der Kirche müßte in dieser doppelten Schwebe gehalten sein: in Brüderlichkeit und in stellvertretender Väterlichkeit. Man kann Dirks durchaus recht geben, wenn er meint, in dieser Hinsicht sei in Frankreich eine tiefere Umbesinnung im Gang als bei uns. Zweifellos hat die Bruderidee in der Geschichte der Kirche oft eine verhängnisvolle Entwicklung in Richtung auf ein ungesundes Schwärmtum hin genommen. Und es kann sich auch nicht darum handeln, reformatorische Vorstellungen von einer Brüderkirche in die katholische Kirche aufzunehmen, da diesen falsche dogmatische Anschauungen zugrunde liegen. „Eine katholische

Brüderkirche würde anders aussehen als eine reformierte, die kein Amtspriestertum und keine apostolische Sukzession anerkennt“ (143). So richtig uns Dirks' Ansicht erscheint, so wenig durchschlagend scheint uns sein Beweis zu sein. Nicht das Amt, sondern die „unerkannte Schar der unbekannten oder zuweilen auch erkennbaren Heiligen“ sei die wahre Mitte der Kirche. Beide, Heilige und Amtskirche, sind wesentlich. Aber sie haben verschiedene Aufgaben. Leitung, autoritative Verkündigung der Lehre, Spendung der Sakramente sind und bleiben nach göttlicher Anordnung der Amtskirche vorbehalten. Gewiß wird auch der Klerus von Gott nach der Intensität seines Glaubens und seiner Liebe beurteilt, nicht anders als die Laien. Und insofern haben die Kleriker gar keine Sonderstellung und man kann von der „normalen Existenz“ des Volkes Gottes sprechen, die für alle, Priester und Laien die gleiche ist. Aber das Amt ist doch keine rein äußere Funktion in der Kirche; es wird durch ein Sakrament übertragen. Die „Amtskirche“ lebt gerade insofern sie Amtskirche ist, vom inneren Geheimnis der Kirche. Nur so wird überhaupt die Schwebe, die Dirks für das Wort der Kirche verlangt, gehalten werden können. Doch hebt sich Dirks' Beitrag weit über die Masse der übrigen, er weist in die Zukunft, und die Kirche täte gut, wenn sie ihn hörte.

Oskar Simmel SJ

Die Kirche in der Dichtung Stefan Georges

Der im rheinhessischen Büdesheim 1868 geborene Dichter Stefan George, gestorben 1933 in Locarno und dort am Ufer des Sees Begrabene hätte im letzten Jahr seinen 90. Geburtstag feiern können, zugleich ist er seit 25 Jahren tot. Heute vergessen und durch sein Pathos vielen verleidet, war er der Führer einer für das Heroische vielleicht fälschlich beglückster Jugend. Ein Kreis erlesener und bedeutender Menschen hing ihm an, und einer seiner jüngsten Folger,

der Graf Klaus Stauffenberg, hat seine Worte aus dem Gedicht im Stern des Bundes „Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstrauß tragen“ wahr gemacht und den von George verherrlichten Tyranenmord unter Hingabe seines Lebens versucht. Aus dem Lorbeerstrauß wurde eine Aktenmappe und aus dem Dolch eine Mine.

George, trotz allem Ärgernis, das er menschlich und dichterisch in hohem Maß gegeben hat, war ein großer Dichter, wenn auch heute niemand etwas von ihm wissen will. Er war, so kritisch er zu seiner Zeit stand (1868–1933) ein Ausdruck seiner Epoche, die das klassische Ideal, wonach das Schöne zugleich das Wahre sei, in einseitigem Solipsismus übertrieb, in der Verherrlichung der Antike so weit ging, daß man fast von einem neuen Heidentum sprechen konnte. Und doch bildet in Georges vielfach anstößigem, aber stets großartigem Werk die katholische Kirche eine Art rocher de bronze, dessen geschichtliche Wirkung in hoher Art gerühmt und verherrlicht wird und deren zeitliche Isolation wenigstens stets mit einem scheuen Blick der Achtung gestreift wird.

George hat nie seine Herkunft aus dem rheinhessischen Bauerntum verleugnet, und in einem frühen Prosawerk „Der kindliche Kalender“ feiert er fast kindlich inbrünstig den durch die kirchlichen Feiertage geschaffenen Rhythmus des bäuerlichen Jahres. In seinen Rückblicken auf die hohen Geschichtzeiten des deutschen Volkes erfährt das Christliche, vor allem die Madonnenverehrung, ehrfürchtige Würdigung. Ein schönes Gedicht über die rheinische Madonna in Köln enthält das Geständnis, wie dieses große Kunstwerk dem Dichter bei seiner Rückkehr aus Paris in die Heimat stets von neuem Trost gespendet habe. In einem anderen Gedicht des „Teppichs des Lebens“ wird die Liebe zur Antike der Liebe zu Christus gleichgestellt, aber esoterisch, nicht mehr allgemein Geltung habend; immerhin findet sich in dem Gedicht der Vers: „Kreuz, du bleibst noch lang das

Licht der Erde.“ Es ist schwer, in einer begrifflichen Formel Georges Verhältnis zur religiösen Sphäre wiederzugeben. Deutlich hat er sich nie ausgedrückt, er glaubte an die Verwirklichung göttlichen Geistes im Menschen, und sein Maximin-Kult gehört zu den vielen Zeichen der Hybris, die in seinem Werk Ausdruck findet, jener Hybris, die eben das Zeichen von Georges Zeit gewesen ist.

In dem 1904 erschienenen Hauptwerk: „Der siebente Ring“ findet sich unter den Zeitgedichten ein dem Papst Leo XIII. gewidmetes Gedicht, das ein Gedicht des Papstes auf die Gottesmutter aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt:

Adsis sancte puer mundo succurre ruenti
Ne pereat misere tu deus una salus.
Von George wiedergegeben:
Komm heiliger Knabe! Hilf der Welt
die birst
Daß sie nicht elend falle! Einziger
Retter!

Das Gedicht endet mit dem Bilde des in der Peterskirche den Segen spendenden Heiligen Vaters:

Wenn angetan mit allen Würzezeichen
Getragen mit dem Baldachin – ein

Vorbild
Erhabnen Prunkes und göttlicher
Verwaltung –
Er eingehüllt von Weihrauch und von
Lichtern

Dem ganzen Erdball seinen Segen
spendet:

So sinken wir als Gläubige zu Boden
Verschmolzen mit der tausendköpfigen
Menge

Die schön wird, wenn das Wunder sie
ergreift.

Diese Verse zeigen deutlich, was den Dichter am katholischen Kult anzog, die Schönheit, das Äußerliche, der Sinn für Rang in einer Zeit allgemeiner Verflachung, Gleichmacherei und Zuchtlosigkeit, und das eben mag bedenklich erscheinen. Immerhin hat eine solche Aussage aus solchem Munde im Jahr 1904, den Jahren der Desintegration alter Glaubensformen eine gewisse Bedeutung, wenn eine Zeile vorher, die den

Sinn des päpstlichen Gedichts ausspricht, lautet:

Das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe.

In einem anderen Gedicht des „Siebenten Rings“ wird nach einer Verherrlichung der Antike in Germanien die geschichtliche Rolle der Kirche bei der Zähmung der heidnischen Vorzeitvölker wie folgt ins Wort gefaßt:

Auf diesen Trümmern hob die Kirche dann ihr Haupt.

Die freien nackten Leiber hat sie streng gestaupt,

Doch erbte sie die Prächtne, die nur starrend schliefen

Und übergab das Maß der Höhen und der Tiefen

Dem Sinn, der beim Hosiannah über Wolken blieb

Und dann zerknirscht sich an den Gräberplatten rieb.

George, der immer gegen seine Zeit gestanden ist, hat ihr wie jeder auch seinen Tribut zahlen müssen. Es ist das Erbe Nietzsches, das man aus seinen Versen heraushört, aber es fehlt seinen Wörtern ganz der antichristliche und antikirchliche Affekt, wenn er auch an der Kirche als der konkreten, übernatürlichen Heilsordnung vorbeisah.

Der „Siebente Ring“ endet mit dem Abschnitt: Tafeln, eine Art Merseburger Zaubersprüche, in denen der Dichter mit seiner Zeit, mit seinem Volk, mit seinem Vaterland grausame Abrechnung hält. Hier findet sich auch ein Spruch über die Jesuiten, die damals so vielfach Gegenstand heftiger Ablehnung waren, geradezu Opfer eines Massenwahns. Das muß man sich vor Augen halten, wenn man heute, nachdem so viele Wahnvorstellungen abgestorben sind, die Verse liest.

Einem Pater.

Kehrt wieder, kluge und gewandte Väter!

Auch euer Gift und Dolch ist bessre Sitte

Als die der Gleichheit – lobenden Verräter.

Kein schlimmer Feind der Völker als die Mitte.

Ob „Gift und Dolch“ ernst gemeint sind, jedenfalls dann aber nur als angebliche Praktiken früherer Jahrhunderte, stehe dahin. Wenn ja, dann zeigte es nur die Unterworfenheit des Dichters unter eine in seiner Zeit gängige Legende. Wichtiger ist das Veto gegen die Verbannung des Ordens und das Ja im Sinn einer gegen den Materialismus der demokratisch einebnenden Aufklärung gerichteten Tendenz. Die Zivilisationsliteraten jener Zeit werden die Verse schwer geschluckt haben. Es gehörte Mut dazu, so etwas damals zu sagen, aber an Mut gebraucht es dem Dichter nicht.

Stefan George gehörte im Mannesalter nicht mehr der Kirche an, man kann ihn nicht einmal ihren Freund nennen. Wie viele Geister seiner Zeit – es waren die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts und die ersten des neuen – hatte er sich dem überlieferten Glauben entfremdet, ohne klar erkennen zu lassen, was an dessen Stelle getreten war. Aber man kann ihn nicht einen Feind der Kirche nennen. Freilich hätte diese in dem von ihm erträumten Staat der Dichter nichts zu bestellen gehabt. Die gläubigen Christen erscheinen in seinem Werk wie eine kleine Schar unentwegter Sektierer, über die die neue Zeit einmal zur Tagesordnung übergehen werde. Wirkliche aggressive Feinde der Kirche aber waren damals die Führer des Kulturmärkte in Preußen und diejenigen, die später als Haser des ultramontanen Papsttums davon übrig geblieben waren. Gerade zu diesen ist aber George nicht zu rechnen, der den preußischen Reichsgedanken schroff ablehnte. Über die Reformation heißt es in den Tafeln des „Siebenten Rings“:

Dann kam der Frost: Gezänk und starre Sätze,
Der schönste Lenz entfloß uns mit Gestöhn.

Wenn George in seinem Rheingedicht, wo schlimme Formeln gegen das neue Kaiserreich zu finden sind, dem Rhein, dem Strom seiner Heimat, einen „römischem Hauch“ zuspricht, so war das zwar

antik-römisch und nicht römisch-katholisch gemeint, aber zu einer Los-von-Rom-Bewegung in welchem Sinn auch immer hat er nie gehört.

Wie alle von Nietzsche getauften führenden Geister seiner Zeit war George von Erneuerungstendenzen vornehmlich staatlicher Art erfüllt, er ist auch der Mode seiner Zeit verfallen, die in dem Dichter gern einen Seher der Zukunft erblickte und hat sich selbst gelegentlich religiöser Propheten nicht enthalten, die schon damals, als sie ausgesprochen wurden, zeigten, daß George nicht mehr als reiner Dichter, sondern als Politiker, Staatsmann, Prophet oder was sonst immer zu sprechen glaubte und die wie dichtungsfremde Aussagen wirkten. Es kann nicht geleugnet werden, daß der große Mann wie so viele andere an dem Turm zu Babel mitgebaut hat, der in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts den überkommenen Mächten gegenüber errichtet wurde und den Sieg des modernen Freigeists über hinterwäldlerische, gebundene Geistigkeit dokumentieren sollte. Der wilde Lärm der Aufklärer von damals mutet heute, wo der zweite Weltkrieg nicht nur zertrümmerte Städte, sondern auch viele zertrümmerte sogenannte Weltanschauungen hinterlassen hat, wie ein Spuk an, und auch George umhüllt als Welterlöser oder Staatengründer wie eine Spukgestalt der Gipshauch zertrümmerter Bildsäulen, auf die viele früher recht stolz gewesen sind.

Es lohnt sich nicht, daß man sich mit Georges staatspolitischen Ideen auseinandersetzt; denn das, was an George zeitlich war – und dazu gehört auch sein Verhältnis zur staatlichen Sphäre – ist tot, staubzerfallen. Man kann auch nicht auf seine bis zum Tode währende Freundschaft zu Ludwig Derleth verweisen, diesem Überkatholiken, dem und dessen stiller Schwester in den Tafeln des „Siebenten Rings“ Gedenkverse gewidmet sind. Derleth war ein Außenseiter und Fanatiker. Immerhin, das strenggerichtete katholische Denken dieses Freundes und seiner Schwester wurde von dem tyrannischen George zumin-

dest geduldet. Eher wäre seiner Dante-Übersetzung zu gedenken, deren dichterischer Glanz ohne eine gewisse Beziehung zu christlicher Transzendenz nicht erklärliech ist.

Ein lebenserfahrener Mann hat einmal gesagt, wenn einer in seiner Jugend einmal Meßdiener gewesen sei, so vergesse er das in seinem ganzen Leben nicht. Die rheinische Katholizität, in der George aufgewachsen ist, wurde in seiner Manneszeit gesprengt durch ein glühendes heidnisches Sinnentum, wie man es der Antike zuzuschreiben gewohnt ist. Immerhin haben die von George nie verleugneten Ursprünge ihn daran gehindert, jemals ein Wort der Feindschaft oder gar des Hasses gegen die Kirche niederzuschreiben, obwohl George von Natur her ein gewaltiger Hasser gewesen ist, seine Feinde das oft hat spüren lassen und sich vor seinen Freunden auch gegen Christentum und Kirche aussprach. Es gibt von ihm ein ungedrucktes Gedicht „Bismarck“, das vor diesem Idol seiner Zeit nicht Halt macht und im Großen auch das Kleine sieht. Wenn man seine Haß-Strophen mit den Versen vergleicht, die das Katholische in der deutschen Geschichte, in der Geographie, in der Kunst streifen, so begegnet man überall der Achtung vor der geschichtsbildenden Kraft der Kirche in den vergangenen Jahrhunderten und, wo Ablehnung zur Sprache kommt, niemals angreifender oder verächtlich machender Feindschaft.

George ist seiner Familie, wenn man so die Bindung im überlieferten Glauben nennen darf, abtrünnig geworden, ein verlorener Sohn, wenn man es von dort her betrachtet. Ein Wort gegen seine Mutter, seine Ahnenschaft zu sagen, hat er sich immer gescheut, und das Katholische vom Rhein in ihm gehörte in diesem Dynamitmenschen zu seiner, wenn auch zuweilen gewaltsam unterdrückten Natur. Deshalb spiegelt es sich denn auch in seinem Werk an manchen Stellen positiv, ein in der kirchenfeindlichen Strömung seiner Zeit merkwürdiges Faktum.

Eduard Lachmann